

Herwig • Marne 1914

Zeitalter der Weltkriege

Begründet vom
Militärgeschichtlichen Forschungsamt

Herausgegeben vom
Zentrum für Militärgeschichte und
Sozialwissenschaften der Bundeswehr

Band 13

Holger H. Herwig

Marne 1914

Eine Schlacht,
die die Welt veränderte?

Umschlagabbildung:

Deutsche Soldaten in Erwartung eines Gegenangriffs während ihres Vormarsches zur Marne, August/September 1914; im Vordergrund Soldaten mit Gewehrgranaten (*ullstein bild*)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier \otimes ISO 9706

© 2016 Ferdinand Schöningh, Paderborn
(Verlag Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Jühenplatz 1,
D-33098 Paderborn)

Internet: www.schoeningh.de

Redaktion und Projektkoordination:
Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr,
Fachbereich Publikationen (0794-01)

Projektkoordination, Lektorat: Michael Thomae
Texterfassung: Antje Lorenz, Martina Reuter
Satz, Bildseiten- und Umschlaggestaltung: Carola Klinke
Karten, Grafiken: Daniela Heinicke, Frank Schemmerling
Bildrechte: Marina Sandig
Projektassistentz: Elke Wagenitz, Sarah Kaschuba (Potsdam)

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Printed in Germany
Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-506-78195-6

Inhalt

Vorwort.....	VII
Danksagung	IX

* * *

Prolog: Ein Drama, das nie überboten wurde	1
Krieg: »Jetzt oder nie«.....	9
»Lasst los die Hunde des Krieges«.....	33
Tod in den Vogesen.....	75
Der blutige Weg nach Westen: Von Lüttich nach Löwen.....	107
Tödliche Pattsituation: Die Ardennen	132
Verspielte Wende.....	157
Zur Marne	186
Höhepunkt: Der Ourcq	217
Entscheidung an der Marne	261
Epilog.....	299

* * *

Bildteil	311
Verzeichnis der Karten und Grafiken.....	318
Gedruckte Quellen und Literatur	319
Personenregister.....	332

Vorwort

Die Schlacht an der Marne Anfang September des Jahres 1914 gilt zweifelsohne noch heute als ein militärisches Schlüsselereignis des Ersten Weltkrieges. Die Vorstellung des deutschen Generalstabes seit Alfred Graf von Schlieffen, Frankreichs Armeen in einem schnellen raumgreifenden Feldzug besiegen zu können, stellte sich bald als eine Illusion heraus. Die Kämpfe endeten in dem überhasteten deutschen Rückzug ostwärts von Paris. In Frankreich sprach man bald vom »Wunder an der Marne«.

Was dieser ersten großen Niederlage des Kaiserreiches auf dem Schlachtfeld folgte, war ein jahrelanger Stellungskrieg an mehreren Fronten, der alle beteiligten Nationen zwang, Menschen und Kriegsmaterial in bislang ungeahnten Dimensionen zu mobilisieren. Der totalisierte Massenkrieg wurde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zur grausamen Realität der europäischen Geschichte.

Aus Sicht vieler Zeitgenossen und mancher Historiker standen die vermeintlich Schuldigen für das folgenreiche Debakel an der Marne schnell fest: der Generalstabschef des Feldheeres, Generaloberst Helmuth von Moltke d.J., sowie dessen Leiter der Nachrichtenabteilung, Oberstleutnant Richard Hentsch, den Moltke auf dem Höhepunkt der Schlacht zur Klärung der unübersichtlichen Lage an die Front entsandt hatte. Kernpunkte des Vorwurfs lauteten, Moltke habe Schlieffens unfehlbares Siegesrezept von vornherein durch Truppenverschiebungen »verwässert« und eine »nervenschwache« und wenig straffe Führung bewiesen. Der Pessimismus des Oberstleutnants Hentsch habe schließlich die Armeeoberbefehlshaber zu einem unnötigen Rückzug getrieben. Dass diese einseitige Schuldzuweisung zu kurz greift, vermag Holger Herwigs quellen-gesättigte Studie einer breiten Leserschaft beeindruckend vor Augen zu führen. Anregend geschrieben und in den politischen Zusammenhang der Julikrise 1914 eingeordnet, zeigt sie die enge Verzahnung zahlreicher Faktoren, die schließlich über Sieg und Niederlage an der Marne im Spätsommer 1914 entschieden haben: individuelle Führungsfehler, mangelnde Kommunikation und logistische Probleme auf deutscher sowie ein geschicktes Operieren auf der inneren Linie auf französischer Seite. Der Autor blickt dabei über die Perspektive der militärischen Plener hinaus und konfrontiert den Leser sowohl mit den Geschehnissen bei den vorrückenden Truppen als auch mit ihren Strapazen und Entbehrungen in den Kämpfen. Des Weiteren lenkt er das Augenmerk auf die Verstrickung deutscher Soldaten in die Kriegsverbrechen gegen belgische und französische Zivilisten.

Holger Herwigs Studie ist ein gelungenes Beispiel für eine moderne Operationsgeschichte, deren methodischer und inhaltlicher Weiterentwicklung sich in Deutschland das Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der

Bundeswehr (ZMSBw) besonders verpflichtet fühlt. Folgerichtig wurde entschieden, eine deutsche Fassung der 2009 erschienenen Originalausgabe zu erstellen und als Band 13 in die bewährte Reihe »Zeitalter der Weltkriege« des Schöningh Verlages, Paderborn, aufzunehmen.

Dass Übersetzungen mitnichten eine schlichte Übertragung eines Textkorpus eins zu eins von einer Sprache in eine andere sind, beweist einmal mehr dieses Buch. Der Fachbereich Publikationen des ZMSBw hat diese Herausforderung – nach der Übersetzung durch das Bundessprachenamt Hürth – mit Bravour gemeistert: Michael Thomae zeichnet für die Koordination und das Lektorat verantwortlich; Carola Klinke, Antje Lorenz und Martina Reuter haben für die Texterfassung gesorgt und den Text in Form gebracht. Elke Wagenitz hat unermüdlich Zitate in den deutschen gedruckten Quellen geprüft; Frau Cynthia Flohr hat dies in Freiburg im Breisgau im Bundesarchiv, Abteilung Militärarchiv, bei so mancher ungedruckten Quelle geleistet. Um die Abbildungen im Anhang und die Rechte dazu hat sich Frau Marina Sandig gekümmert; und um die Prüfung der Quellen- und Literaturangaben hat sich schließlich Frau Sarah Kaschuba, Potsdam, verdient gemacht.

Die detailgenauen und – durchaus im positiven Sinne – detailverliebten Karten hat das Buch zwei Mitarbeitern des Fachbereiches Publikationen, Daniela Heinicke und Frank Schemmerling, zu verdanken, deren Arbeit nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, bekommt doch ein operationsgeschichtlicher Band erst durch Karten die nötige Anschaulichkeit. Diese Arbeit besteht nicht allein im Zeichnen; das große Verdienst liegt in gleichem Maße in der Recherche und Beschaffung von zeitgenössischen Kartenvorlagen und im aufwändigen Studium der Quellen sowohl deutscher wie auch französischer und britischer Provenienz zur Ermittlung der operativen und taktischen Vorgänge.

Ohne die Unterstützung von weiteren Kolleginnen und Kollegen aus dem ZMSBw wäre all die Arbeit nur mit erheblich höherem Zeitaufwand zu bewerkstelligen gewesen. So standen bei der Klärung zahlreicher Sachverhalte und der Prüfung der militärischen Fachtermini allen voran Dr. Christian Stachelbeck und Dr. Markus Pöhlmann dem Lektorat stets mit Rat und Tat zu Seite. Herr Stachelbeck hat darüber hinaus mit viel Akribie die Durchsicht der Karten übernommen.

Den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern an dem Band möchte ich hiermit meinen herzlichen Dank und meine Anerkennung für die geleistete Arbeit aussprechen.

Dem Buch wünsche ich eine gute Aufnahme in Wissenschaft und Öffentlichkeit.

Dr. Hans-Hubertus Mack
Oberst und Kommandeur des
Zentrums für Militärgeschichte und
Sozialwissenschaften der Bundeswehr

Danksagung

Die föderale Struktur der deutschen Landstreitkräfte im Jahre 1914 erforderte es, dass ich das Material zu den verschiedenen Armeen, Korps, Brigaden, Divisionen und Regimentern zunächst aufspüren musste, um die Grundlage für das vorliegende Buch zu schaffen. Die Aufgabe wurde mir dank der freundlichen und professionellen Unterstützung, die ich von den Mitarbeitern vieler Archive in allen Teilen Deutschlands erhielt, erleichtert: Bayerisches Hauptstaatsarchiv, III. Geheimes Hausarchiv und IV. Kriegsarchiv in München, Generallandesarchiv in Karlsruhe, Hauptstaatsarchiv in Stuttgart und Sächsisches Hauptstaatsarchiv in Dresden. Der Bestand RH 61 des Bundesarchivs, Abteilung Militärarchiv, in Freiburg .i.Br. erwies sich als wahre Schatztruhe: Die Kriegsgeschichtliche Forschungsanstalt des Heeres besaß ungefähr 3000 preußische und deutsche Heeresakten, von denen man glaubte, sie seien im Jahre 1945 bei den Angriffen auf Potsdam durch alliierte Bomben zerstört worden.

Hinsichtlich der französischen Archivunterlagen danke ich meiner Forschungsassistentin Dr. Stephanie Cousineau, Calgary, dass sie in den Akten des Service Historique de la Défense im Château de Vincennes, des Historial de la Grande Guerre im Château de Péronne, und des Service de Documentation im Le Mémorial de Verdun recherchierte. Außerdem überprüfte sie unzählige meiner uneleganten Übersetzungen aus dem Französischen und trug unverzagt französische Bücher und Druckschriften zusammen, die entweder nicht mehr verlegt oder erst seit Kurzem wieder verlegt werden und im Allgemeinen nur in Frankreich erhältlich sind.

Wahrlich gute Dienste, die weit über die normale Arbeitszeit hinausgingen, leisteten die Mitarbeiter des Document Delivery/Interlibrary Loan Services der University of Calgary. Zwei Jahre lang spürten sie zudem 153 äußerst seltsamen Anfragen von mir nach, ohne sich nur einmal darüber zu beklagen (geschweige denn, diese Anfragen zögerlich zu behandeln). Im Gegenzug möchte ich ihren (mir unbekanntem) Kollegen von der University of Alberta in Edmonton danken, die nahezu die gesamte Memoirenliteratur zu den militärischen und politischen Führern Frankreichs und Deutschlands nach Calgary sandten, ebenso die gewichtigen Werke der deutschen offiziellen Geschichte »Der Weltkrieg 1914 bis 1918. Die militärischen Operationen zu Lande« und die französische Entsprechung »Les armées françaises dans la grande guerre«, dies alles in Rekordzeit.

Mein besonderer Dank geht auch an die drei Personen, die dieses Buch ermöglicht haben: Rob Cowley, Gründungsverleger der Zeitschrift »MHQ. The Quarterly Journal of Military History«, der mir dieses Thema zuerst vorschlug; Jonathan Jao, Redakteur bei Random House, der das Projekt zügig billigte und

förderte; und Linda McKnight, meine Literaturagentin bei Westwood Creative Artists in Toronto, die wie immer den Vertrag bis auf das letzte i-Tüpfelchen prüfte. Es war eine Freude, mit ihnen zusammenzuarbeiten.

Und letztendlich lässt sich kaum in Worte fassen, was ich nicht zum ersten Mal meiner strengsten Kritikerin und geliebten Frau, Lorraine Parrish Herwig, verdanke, die viel zu viele Entwürfe dieses Werks in englischer Fassung gelesen hat. Eventuell vorhandene Irrtümer habe ich wie immer selbst verschuldet.

Holger Herwig

Prolog: Ein Drama, das nie überboten wurde

Wehe dem, der Europa in Brand steckt,
der zuerst die Lunte in das Pulverfass
schleudert!¹

Helmuth von Moltke der Ältere, Mai 1890

Am 2. August 1914, wenige Stunden bevor die deutschen Truppen Luxemburg besetzten und dreißig Stunden vor der Kriegserklärung zwischen Frankreich und Deutschland, führte Leutnant Albert Mayer vom badischen 5. Jägerregiment² zu Pferde eine aus sieben Reitern bestehende Patrouille südöstlich von Belfort über einen schmalen Bergrücken entlang des Flusses Allaine bei Joncherey³. Plötzlich tauchten französische Posten des 44. Infanterieregiments auf. Mayer griff an. Er schlug den ersten Franzosen mit seinem Pallasch auf den Kopf, der daraufhin in den Straßengraben rollte. Ein anderer Jäger stieß einem zweiten französischen Soldaten seine Lanze in die Brust. Ein dritter Jäger erschoss den Korporal Jules-André Peugeot und machte ihn zum ersten französischen Gefallenen des Krieges. Die restliche Gruppe von zwanzig französischen Soldaten ging im Graben in Deckung und eröffnete das Feuer auf die deutschen Scharfschützen. Der 22-jährige Jäger Mayer fiel tot aus dem Sattel. Er war der erste deutsche Soldat, der in diesem Krieg getötet wurde – und zugleich das erste deutsche Opfer der Marneschlacht, wie sie später von allen bezeichnet werden sollte.

* * *

¹ Rede am 14.5.1890 vor dem Reichstag, Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags, Bd 114, S. 76 f.

² Der Einfachheit halber wird in dem Buch bei Bezeichnung der zahllosen militärischen Einheiten statt der oftmals längeren Namenvarianten auf deutscher Seite zumeist eine gebräuchliche Kurzform verwendet: So firmiert das XIII. Königlich Württembergische Armeekorps zumeist schlicht als XIII. Armeekorps, als Fabecks (XIII.) Armeekorps oder als württembergisches XIII. Armeekorps; das 4. Badische Infanterieregiment »Prinz Wilhelm« Nr. 112 ist das badische 112. Infanterieregiment, usw.

³ Die Badener im Weltkrieg, S. 20 f. Die Peugeot-Gedenkstätte in Joncherey erinnert heute an diesen Ort. Orte in Belgien und Elsass-Lothringen werden zumeist mit ihren gebräuchlicheren französischen Namen genannt. Parallel dazu wird bei größeren, bekannteren Ortschaften und Städten auch die im Deutschen übliche Bezeichnung verwendet. Eine politische Wertung ist damit keinesfalls beabsichtigt.

Die Marneschlacht ist nicht nur eine der bekanntesten Schlachten des 20. Jahrhunderts, sondern auch die bedeutendste seit der Schlacht bei Waterloo im Jahre 1815⁴. *Erstens* war das Ausmaß der Kämpfe von 1914 ohne Beispiel: Frankreich und Deutschland mobilisierten jeweils ungefähr zwei Millionen Mann, Großbritannien etwa 130 000. Während jener folgenschweren Tage zwischen dem 5. und 11. September 1914 setzten beide Seiten zusammen rund zwei Millionen Mann mit 6000 Geschützen in einem erbitterten Feldzug entlang der Marne auf einer Front von gerade mal 200 Kilometern zwischen den »Hörnern von Verdun und Paris« ein. *Zweitens* war die Technologie des Tötens einmalig: Schnelles Feuer aus Handwaffen, Maschinengewehre, Handgranaten, Geschütze mit einem Kaliber von 75 mm und 77 mm, schwere Artillerie vom Kaliber 155 mm und 127 mm (britische 60-Pfünder-Kanone), riesige Haubitzen vom Kaliber 305 mm und 420 mm und sogar Flugzeuge sorgten für ein tödliches Gefechtsfeld. *Drittens* waren die auf beiden Seiten erlittenen Verluste sowohl für die militärischen Planer als auch die zivile Führung der Vorkriegszeit unvorstellbar: 200 000 Mann auf jeder Seite in den Grenzschlachten um die Berge von Elsass-Lothringen und in den Ardennen im August sowie weitere 300 000 entlang der Kreideufer der Marne Anfang September. Kein anderes Kriegsjahr war in Bezug auf die Verluste mit diesen ersten fünf Monaten vergleichbar. *Viertens* wirkte sich das Patt an der Marne nachhaltig auf das weitere Kriegsgeschehen aus: Der große deutsche Vorstoß auf Paris wurde zum Halten gebracht und der Feind hinter die Aisne zurückgedrängt; Frankreich blieb Niederlage und Besatzung erspart; Deutschland wurde Sieg und Hegemonie über den Kontinent verwehrt; Großbritannien bewahrte sich seine Ausgangsposition auf dem Kontinent. Die Nachwehen der Marneschlacht waren tragisch: Sie leitete vier weitere Jahre des »stumpfsinnigen gegenseitigen Massenmord[s]« der Schützengräben ein, wie der spätere Militärhistoriker Gerhard Ritter, ein Veteran des Ersten Weltkrieges, 1917 schrieb⁵. Zwischen 1914 und 1918 verloren in Großbritannien und im Empire dreieinhalb Millionen Menschen ihr Leben, in Frankreich sechs Millionen und in Deutschland sieben Millionen⁶. Ohne die Schlacht an der Marne hätten Orte wie Passchendaele, die Somme, Verdun und Ypern nicht den Beiklang, den sie heute haben. Ohne die Schlacht an der Marne gäbe es wahrscheinlich keinen Hitler, keinen Horthy, keinen Lenin und keinen Stalin.

Bei der Marneschlacht ging es um alles oder nichts. Die Deutschen setzten alles auf einen brillanten Operationsplan, der vom Chef des Generalstabs, Alfred Graf von Schlieffen, 1905 entwickelt worden war und 1914 in überarbeiteter Form von seinem Nachfolger Helmuth von Moltke (dem Jüngeren) ausgeführt wurde: ein 40-tägiger Blitzfeldzug durch Belgien und Nordfrankreich, der in einem siegreichen Einmarsch in Paris endet, gefolgt von einer Rückverlegung der deutschen Armeen nach Osten, um die russische Dampfwalze zum Stehen zu bringen. Es gab nur diese einzige Chance. Es gab keinen Rückfallplan, keinen Plan B. Das Tempo war entscheidend, Verzögerung bedeutete Tod. Jeder verfügbare Soldat, ob Aktiver oder Reservist, wurde mit dem ersten Tag der

⁴ Herwig, *The Marne*, S. 10 f.

⁵ Ritter an Hermann Witte, 16.5.1917, abgedr. in Ritter, *Gerhard Ritter*, S. 202 f., Zitat S. 203.

⁶ Schätzungen des US-Kriegsministeriums.

Mobilmachung verlegt. Die Geräusche und der Anblick von zwei Millionen Männern, die mit ihrer Ausrüstung, mit Waffen und Pferden bei sengend heißen 30 Grad Celsius, drückender Luftfeuchte und stickigem Staub durch Belgien und Nordostfrankreich marschierten, waren überwältigend und furchterregend. Zehntausende Soldaten blieben aufgrund von Erschöpfung, Hitzschlag, Blasen, Durst, Hunger und Typhus auf der Strecke zurück. Andere brachen aufgrund von Magen-Darm-Entzündungen zusammen, nachdem sie die unreifen Früchte der Obstplantagen verzehrt hatten, an denen sie vorbeikamen. Will Irwin, ein amerikanischer Journalist, der die deutsche »graue Maschine des Todes« auf ihrem Marsch durch Belgien beobachtete, berichtete über etwas, was er bisher in keinem Buch über Krieg erwähnt fand: »den Geruch einer halben Million ungewaschener Männer [...] Dieser Geruch hing tagelang über jeder Stadt⁷.«

Dennoch drängten Hunderttausende vorwärts, eine zerlumpte und ausgemergelte graue Masse, getragen von der »Illusion des kurzen Krieges«, bei dem die Entscheidungsschlacht gleich um die Ecke lag. Die Heimatfront wartete mit Sorge auf Siegesbulletins. Zeitungen wetteiferten miteinander um jede noch so kleine Nachricht oder nur ein Gerücht von der Front. Die Atmosphäre war aufgeladen – in Berlin, in Paris und in London. Rückblickend auf das Jahr 1914 meinte Winston S. Churchill: »Kein Teil des Großen Krieges ist so interessant wie sein Anfang«. Das »gleichmäßige, stille Zusammenziehen gigantischer Kräfte«, die Ungewissheit ihres Aufmarsches und Einsatzes und das launische Wesen des Glücks »ließen den ersten Zusammenstoß zu einem Drama werden, das nie überboten wurde.« Niemals wieder sollte eine Schlacht »in einem derartigen Ausmaß« geführt werden. Nie wieder sollte die Metzelei »so rasch und der Einsatz so hoch sein«⁸. Es fällt schwer, Churchill zu widersprechen.

Die Marneschlacht hat nichts von ihrer Faszination verloren. Davon zeugt unter anderem die bis heute immer wieder gern erzählte Episode über die »Marne-Taxis«, die ca. 3000 Mann der französischen 7. Infanteriedivision rechtzeitig an den Ourcq verbrachten, um Paris vor der 1. Armee unter Alexander von Kluck zu »retten«. Joseph Galliéni, der Militärgouverneur von Paris, auf dessen Idee der Einsatz der Taxis zurückging, bleibt im Gedächtnis der Franzosen als der brillante Stratege, der die Bedeutung von Klucks Schwenk nach Südosten vor Paris erkannte und die Kräfte der Hauptstadt sowie der französischen 6. Armee sammelte, um die Deutschen um den Sieg zu bringen.

* * *

Bücher über die Marneschlacht gibt es im Überfluss. Eine Schlagwortsuche im Katalog der amerikanischen Kongressbibliothek zeigt 10 000 Titel. Eine ähnliche Suche auf der Google-Seite erzielt 90 000 Treffer. Die meisten Monografien und Aufsätze sind aus britischer oder französischer Sicht geschrieben. Sie behandeln praktisch jeden Aspekt der Marneschlacht, von der Kompanie- bis hoch zur Korpsenebene, von der menschlichen bis hin zur materiellen Dimension. Es gibt noch immer erbitterte Dispute über die Rolle der einzelnen Befehlshaber im

⁷ Bericht für »Collier's Weekly«, zit. nach Sullivan, Our Times, Bd 5, S. 26.

⁸ Spears, Liaison 1914, S. VII.

Schlachtverlauf⁹. Am Beginn dieser schier endlosen Debatten, in denen nichts außer Acht gelassen wurde, steht nicht zuletzt die Erinnerungsliteratur der militärischen Eliten, in der diese ihre Befehle und Maßnahmen in jenen Tagen und die ihrer Mit- und Gegenspieler aus der je eigenen Sicht darlegten – beginnend mit der des französischen Generalstabschefs Joseph Joffre bis hin zu dessen britischem Gegenpart, Sir John French, des Weiteren von General Charles Lanrezac von der französischen 5. Armee oder von Sir Douglas Haig vom britischen I. Korps.

Dieses Buch ist anders. Zum ersten Mal wird die Marneschlacht aus Sicht derer analysiert, die sie begonnen haben: der sieben deutschen Armeen, die in Belgien und Frankreich einmarschierten. Vor August 1914 gab es kein »Deutsches Heer«. Daher basiert das Buch auf einer umfangreichen Recherche in den Archiven der verschiedenen Kontingente der deutschen Bundesstaaten: des im Elsass kämpfenden badischen XIV. Armeekorps, der nach Lothringen verlegten bayerischen 6. Armee und des württembergischen XIII. Korps, der in den Ardennen kämpfenden sächsischen 3. Armee und der in einem Bogen von Antwerpen nach Verdun vordringenden preußischen 1., 2. und 5. Armee.

Der Zusammenbruch der DDR 1989/90 erwies sich für den Wissenschaftler als Glücksfall: Er bescherte mir Zugriff auf die Akten der sächsischen 3. Armee in Dresden und auf etwa 3000 preußische Armeeeakten, von denen man lange angenommen hatte, sie wären 1945 im Zuge alliierter Bombenangriffe vernichtet worden. Diese wurden jedoch 1988 von der Sowjetunion an das Militärarchiv der DDR in Potsdam zurückgegeben und befinden sich nun im Bundesarchiv, Abteilung Militärarchiv, in Freiburg im Breisgau. Sie ermöglichen einen frischen und aufschlussreichen Blick auf die Marneschlacht.

Dieses Buch wirft eine grundlegende Frage auf: War es wirklich die »Schlacht an der Marne«? Der Feldzug im Westen im Jahr 1914 war, wie durch den Tod von Leutnant Albert Mayer in den Vogesen verdeutlicht, eine ausgedehnte Aneinanderreihung von Schlachten, die zwischen der schweizerischen Grenze und der belgischen Küste wüteten. Während dieser ersten Kämpfe, die im Allgemeinen als Grenzschlachten bezeichnet werden, fanden in Lothringen, in Belgien, in den Ardennen und in den Argonnen größere Operationen statt. Jede ist integraler Bestandteil der größeren Schlacht an der Marne. In vielerlei Hinsicht war das, was gemeinhin als Erste Marneschlacht¹⁰ gilt – die blutigen Feldzüge der deutschen 1., 2. und 3. Armee gegen die französische 5., 6. und 9. Armee sowie die Britischen Expeditionstreitkräfte (BEF), die vom 5. bis 11. September 1914 zwischen Paris und Verdun stattfanden –, nur der Schlussakt in diesem großen Drama. Selbst dann fanden die entscheidenden erbitterten Schlachten der deutschen 1. Armee und der französischen 6. Armee entlang des Flusses Ourcq und nicht an der Marne statt. Als für die Sieger der Zeitpunkt kam, das Kampfgeschehen zu benennen, wählte der französische Generalstabschef Joffre dennoch den Namen Marne, münden doch die meisten Flüsse im Gebiet des Entscheidungskampfes – Ourcq, Grand Morin, Petit Morin, Saulz und Ornain – alle in die Marne¹¹.

⁹ Ein erster Versuch wurde unternommen von Liddell Hart, *Reputations*.

¹⁰ Im Frühsommer 1918 sollte es eine Zweite Marneschlacht geben.

¹¹ Joffre, *Mémoires*, Bd 1, S. 420.

Folglich war der gigantische Zusammenstoß riesiger Armeen über eine ausgedehnte Front von 480 Kilometer Länge keinesfalls nur eine einzige Schlacht. Um es mit den Worten von Sewall Tyng, einem angesehenen Historiker zur Marneschlacht, auszudrücken, bestand sie aus einer »Reihe von Gefechten, die von Armeekorps, Divisionen, Brigaden und sogar Bataillonen gleichzeitig und größtenteils unabhängig von einer zentralen Führung und unabhängig vom Verhalten der benachbarten Truppenteile geführt wurden«¹². Daher wird die Geschichte aus der Sicht einzelner Truppenteile und ihrer Soldaten auf verschiedenen Kriegsschauplätzen erzählt – von den Kadetten der französischen Heeresmilitärschule in Saint Cyr, die in Galauniform nach Altkirch im Elsass vorrückten, oder von Soldaten der auf die Vororte von Paris zumarschierenden, rund 100 000 Mann zählenden deutschen 1. Armee.

Das Antlitz der Schlacht auf jedem dieser Kriegsschauplätze wird auf der Grundlage der Tagebücher und Briefe der »einfachen Soldaten« auf beiden Seiten, der französischen »Poilus« und der deutschen »Feldgrauen«, rekonstruiert. Die oft außer Acht gelassene Geschichte der deutschen Gräueltaten, die aus Angst vor Angriffen irregulärer feindlicher Freischärler (*francs-tireurs*) in Belgien und Lothringen begangen wurden, wird ebenfalls auf der Grundlage von offiziellen Berichten, Tagebüchern und Briefen deutscher Einheitsführer und Soldaten im Feld erzählt. Die bayerischen Archive zeigen den Horror der Gräueltaten in Nomeny, Gerbéviller und Lunéville, während die sächsischen Archive helfen, die schrecklichen Tage zu beleuchten, als die 3. Armee Dinant stürmte. In diesem Zusammenhang werden zahlreiche Berichte von Opfern sowie ein Großteil der alliierten Kriegspropaganda neu bewertet.

Mit der Schlacht an der Marne war der Krieg offensichtlich nicht zu Ende. Sie beendete auch nicht plötzlich und unwiderruflich den Manöverkrieg, den sich alle Seiten vor 1914 ausgemalt hatten. Viele Historiker haben behauptet, dass die Marneschlacht das formale Ende der beweglichen Kriegführung zur Folge hatte und dass die militärischen Führer danach einen unvermeidlichen und ungewissen Abnutzungskrieg gleichgültig hinnahmen. Das ist einfach eine rückwirkende Auslegung. Auf der Seite der Alliierten erachteten General Joffre und Feldmarschall French die Schlacht an der Marne als erste radikale Wende des »großen Rückzugs« der Alliierten und dann als Gelegenheit, die Deutschen aus Frankreich und Belgien zu vertreiben und den Krieg in das Zentrum des Deutschen Reiches zu tragen. Auf deutscher Seite sahen Generalstabschef Helmuth von Moltke sowie Alexander von Kluck von der 1. Armee, Karl von Bülow von der 2. Armee und Oberstleutnant Richard Hentsch den Rückzug von der Marne als zeitweilige Kurskorrektur, nach welcher der Stoß gegen Paris von erholten und erneut kampfkraftigen Armeen wiederaufgenommen würde. Nur Wilhelm II., der immer zu plötzlichen Stimmungsschwankungen neigte, erkannte die Schlacht an der Marne als eine Niederlage, als »den großen Wendepunkt« in seinem Leben¹³.

Angesichts ihrer unbestrittenen zentralen Bedeutung in der Geschichte des Ersten Weltkriegs warf die Schlacht an der Marne viele Fragen nach dem »Was-wäre-wenn« auf; und das Marne-Drama schuf Mythen und Legenden, die einhundert Jahren Forschung widerstanden haben. Die wohl am häufigsten gestellte Frage

¹² Tyng, *The Campaign of the Marne*, S. 81.

¹³ Treutler, *Die graue Exzellenz*, S. 167. Hervorhebung im Original.

ist zugleich die offensichtlichste: Was wäre, wenn der deutsche Operationsplan erfolgreich gewesen und Paris gefallen wäre? Die französische Regierung war bereits nach Bordeaux geflohen. Zivilisten rannten zu den Bahnhöfen, um die Hauptstadt zu verlassen. Und Kaiser Wilhelm II. war nicht in milder Stimmung. Am Vorabend der Schlacht an der Marne, als er erfuhr, dass die deutsche 8. Armee in der Schlacht von Tannenberg 92 000 russische Kriegsgefangene gemacht hatte, schlug er vor, diese auf die karge Halbinsel Kurland in der Ostsee zu verbringen und »verhungern« zu lassen¹⁴. In Wirklichkeit wurde die Marneschlacht als ein Kampf der Zivilisationen gesehen, bei dem die deutschen »Ideen von 1914« – Pflicht, Ordnung, Gerechtigkeit – auf die französischen »Ideen von 1789« – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – trafen; oder nach der einfacheren Analogie von Wilhelm II.: als Aufeinanderprallen von Monarchie und Demokratie¹⁵.

* * *

Nach mehr als drei Jahrzehnten Forschung zum Deutschen Kaiserreich und zum Ersten Weltkrieg kann ich feststellen, dass die Quellen hinsichtlich der Auswirkungen eines möglichen deutschen Sieges im Jahre 1914 eine klare Sprache sprechen: Das Resultat wäre eine deutsche Hegemonie auf dem Kontinent »auf [alle] erdenkliche Zeit« gewesen. Die heutigen Beneluxstaaten wären deutsche Vasallenstaaten geworden, Teile Nordostfrankreichs und die Kanalküste wären der Kontrolle Berlins unterstellt worden, und die Länder zwischen Skandinavien und der Türkei wären gezwungen worden, einer deutschen »Wirtschaftsunion« beizutreten; Russland wäre auf seine Grenzen unter Peter dem Großen verkleinert worden¹⁶. Die britische Politik des Gleichgewichts der Kräfte – d.h. das Entstehen einer Hegemonie auf dem Kontinent zu verhindern – wäre damit endgültig gescheitert. Die Marneschlacht war folgerichtig, um diese Entwicklungen abzuwenden. General Jean-Jacques Senant, der militärische Leiter des französischen Heeresarchivs im Chateau de Vincennes, sagte kurz und prägnant auf einer internationalen Zusammenkunft von Wissenschaftlern im Jahre 2004: »Die Marneschlacht bewahrte Frankreich und das übrige Europa vor einer deutschen Vorherrschaft [...] Sie ist unbestreitbar der erste Wendepunkt des Krieges¹⁷.«

Außerdem hüllen eine Fülle wenig bekannter Mythen und Legenden die Marneschlacht in den berühmten »Nebel der Ungewissheit«, von dem Carl von Clausewitz sprach; sie halten sich hartnäckig in zeitgenössischen Berichten über die Schlacht¹⁸. Bei einigen handelte es sich lediglich um Propaganda für die Öffentlichkeit: beim geplanten Einritt des Kaisers in Nancy auf einem weißen Streitross in der weißen Paradeuniform der Gardékürassiere; bei der 20 Meter langen deutschen Fahne, die speziell gefertigt wurde, um auf der Spitze des Eiffelturms zu wehen; bei den zehn Eisenbahnwaggons, beladen mit Erinnerungsmedaillen an

¹⁴ Admiral Georg Alexander von Müller, Tagebucheintrag für den 4.9.1914, BArch, N 159/4, S. 292.

¹⁵ Vgl. Herwig, *The First World War*, S. 406.

¹⁶ Dies ist das »minimalistische« Kriegszielprogramm, das Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg am 9. September, dem Höhepunkt der Schlacht an der Marne, im Entwurf skizzierte. Siehe Fischer, *Griff nach der Weltmacht*, S. 113–119, Zitat S. 116.

¹⁷ *Les batailles de la Marne de l'Ourcq à Verdun*, S. 11.

¹⁸ Tyng, *The Campaign of the Marne*, S. 342 ff.

den Fall von Paris, die Klucks 1. Armee begleiteten; sowie bei den 20 000 sächsischen Soldaten, die es auf dem Höhepunkt der Schlacht an der Marne vorzogen, in Gefangenschaft zu gehen, anstatt weiter zu kämpfen. Andere Erzählungen waren das Ergebnis ehrgeiziger Schriftsteller und Mythenerfinder: General Edouard de Castelnau angebliche Missachtung von Joffres Befehl, Nancy Anfang September aufzugeben (das Gegenteil war der Fall, Castelnau folgte dem Befehl); General Ferdinand Fochs mutmaßliche Verlautbarung »ich greife an« während seiner aussichtslosen Lage in den Sümpfen von Saint-Gond; Joffres vermeintlicher Befehl an seinen Stab am Vorabend der Schlacht: »Meine Herren, wir werden es an der Marne ausfechten«, den er dadurch unterstrich, indem er mit der Faust auf den Kartentisch schlug; und General Maurice Sarrails haarsträubende Behauptung, er hätte Joffres »Befehl, Verdun aufzugeben« verweigert und infolgedessen den Titel »Retter von Verdun« erworben.

Auch die Alliierten schufen nicht wenige eigene Mythen und Legenden. Auf der britischen Seite bleibt die Legende, das Britische Expeditionskorps hätte die Lücke zwischen der 1. und 2. deutschen Armee an der Marne »entdeckt«, und dass es danach diese Lücke in brillanter Weise »ausnutzte« und im Ergebnis Frankreich »rettete«. Auf französischer Seite hält sich weiterhin der Mythos des vermeintlichen »Wunders von der Marne«¹⁹. Dies hat zu lange dem Zweck gedient, die Tatsache zu verschleiern, dass Joffre und sein Stab nicht Empfänger eines göttlichen »Wunders« waren, sondern »une victoire stratégique« und »un miracle mérite« bewirkten, wie es Louis Muller, Ordonnanz des Chefs des Generalstabes, bezeichnete²⁰. Dieses Buch wird die Dinge richtigstellen.

Andere Mythen waren weitaus gefährlicher und bestätigten wieder einmal die zentrale Bedeutung der Marneschlacht in der Geschichte des – wie er später genannt wurde – Großen Krieges. Mit Sicherheit verursachte die folgende Legende den größten Schaden: Richard Hentsch, ein einfacher Oberstleutnant im deutschen Generalstab, hätte den Generälen Kluck und Bülow im Augenblick des sicheren Triumphes den Sieg vor der Nase weggeschnappt, indem er ihnen befahl, sich hinter die Marne zurückzuziehen. Jahrzehntelang verschleierte diese Legende den wahren Hintergrund des deutschen Rückzugs – eine mangelhafte Kommandostruktur, eine unzureichende Logistik, ein veraltetes Fernmeldewesen sowie unfähige Feldkommandeure. Gemäß dem Urteil der offiziellen Kriegsgeschichte Deutschlands »Der Weltkrieg 1914 bis 1918« war Bülow, Oberbefehlshaber der 2. Armee, zögerlich und unsicher; Kluck, Oberbefehlshaber der 1. Armee, war demzufolge übermäßig aggressiv und nicht willens, Befehle zu befolgen; und Moltke war den Belastungen der Führung nicht gewachsen. Die amtlichen Historiker kamen zu dem Schluss: »In der Stunde der Entscheidung über des deutschen Volkes Schicksal brach sein Führer im Felde seelisch und körperlich vollständig zusammen«²¹.

Am Schlimmsten war wahrscheinlich, dass zahlreiche ehemalige Truppenführer nach dem Krieg in der Öffentlichkeit die Mär verbreiteten, das Deutsche Heer sei nicht im Felde geschlagen, sondern ihm sei der Sieg durch eine »finstere

¹⁹ Soweit ich weiß, wurde dieser Gedanke zum ersten Mal von Gustave Babin am 11. Oktober 1915 in der Wochenzeitung »L'illustration« zum Ausdruck gebracht.

²⁰ Muller, Joffre et la Marne, S. 113 ff.

²¹ Der Weltkrieg 1914 bis 1918, Bd 4, S. 541.

Verschwörung« von Freimaurern und Juden verwehrt worden. Erich Ludendorff, der »Sieger« der Schlachten von Tannenberg und an den Masurischen Seen im Jahre 1914 und Deutschlands »stiller Diktator« von 1916 bis 1918, vertrat diese Sichtweise. In Schriften, die nach dem Krieg erschienen, so zum Beispiel »Das Marne-Drama«, versicherte er dem geschlagenen Volk, dass die »geheimen Kräfte der Freimaurerei«, die Machenschaften des Weltjudentums und der verderbliche Einfluss der okkulten Theosophie Rudolf Steiners auf Moltkes Ehefrau Eliza sich gegen Deutschland vereinigt hätten²². Ludendorffs absurde Behauptungen halfen natürlich nach dem Krieg die berüchtigte Dolchstoßlegende in Umlauf zu bringen. Dieses Buch bewertet die Leistungen der deutschen Armeen und ihrer Befehlshaber an der Marne auf der Grundlage offizieller Dokumente, anstatt merkwürdigen Legenden nachzugehen.

Laut Fritz Fischer gehört die Schlacht an der Marne unmittelbar in den Tempel dieser Legendenbildung. 1974 erklärte er, dass den beiden bekanntesten und außerordentlich explosiven deutschen »moralisch-psychologischen Komplexen« aus dem Ersten Weltkrieg – der »Kriegsschuldfrage« von 1914 und der »Dolchstoßlegende« von 1918 – eine dritte hinzuzufügen sei: die Schlacht an der Marne, oder besser gesagt: »das Geheimnis der Marne«, sprich »die Niederlage an der Marne im Jahre 1914«. Von dem Augenblick an, als die deutschen Truppen am 9. September von dem Schicksalsfluss zurückwichen, so Fischer, beschlossen zuerst die Regierung von Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg und dann die Oberste Heeresleitung, die enorme Tragweite der Niederlage vor der Öffentlichkeit »systematisch« zu verschweigen²³. Am Ende jener zwanzig Jahre währenden Phase von Täuschung und Betrug stand ein weiterer Versuch der Wiedergutmachung: der Zweite Weltkrieg.

²² Ludendorff, Das Marne-Drama.

²³ Fritz Fischers »Einführung« in Lange, Marneschlacht und deutsche Öffentlichkeit, S. 7.

Krieg: »Jetzt oder nie«

Der Krieg ist also ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen¹.

Carl von Clausewitz

»Seit ich im Außenministerium bin«, bemerkte Arthur Nicolson im Mai 1914 in Whitehall, »habe ich keine derart ruhigen Gewässer gesehen«². Europa hatte sich in der Tat geweigert, sich aufgrund von Problemen in fernen Ländern zu zerfleischen: Marokko in den Jahren 1905/06 sowie 1911; Bosnien-Herzegowina 1908/09; Libyen 1911/12 und der Balkan 1912/13. Das deutsch-britische Flottenwettrüsten war abgeklungen, ebenso die Befürchtungen in London und Paris in Bezug auf die Eisenbahnlinie Berlin–Bagdad, da Berlin das Geld für derartig gigantische Unternehmungen ausgegangen war. Russland hatte seinen Krieg mit Japan 1904/05 überstanden, allerdings musste es einen hohen Preis in Form von personellen und materiellen Verlusten sowie innenpolitischen Unruhen zahlen. Einige öde Landstriche in Afrika und Asien blieben zwar weiter umstritten, aber Berlin und London verhandelten seit 1912 immerhin über eine mögliche Aufteilung der portugiesischen Kolonien. Frankreich und Deutschland hatten seit 43 Jahren keinen Krieg mehr gegeneinander geführt und Großbritannien und Russland seit 58 Jahren.

Die Teilung des Kontinents in zwei beinahe gleich starke Lager im Jahre 1907 – in den von Österreich-Ungarn, Deutschland und Italien gebildeten »Dreibund« sowie in die aus Großbritannien, Frankreich und Russland bestehende »Triple Entente« – schien das Risiko zu verringern, dass Mitteleuropa in kleine Kriege an seiner Peripherie hineingezogen würde. Kurt Riezler, Sekretär von Reichskanzler Bethmann Hollweg, argumentierte vorsichtig, angesichts dieses Modells des Gleichgewichts der Großmächte würden zukünftige Kriege »zwar nicht mehr gefochten, aber kalkuliert«³. Die Kanonen würden nicht länger schießen, »aber sie reden mit in den Verhandlungen«. Mit anderen Worten: Keine Macht würde eine Eskalation kleiner Konflikte zu einem kontinentalen Krieg riskieren, stattdessen würde jeder den Gegner auf der Eskalationsleiter täuschen und erst kurz vor einem Krieg innehalten, um eine diplomatische Lösung zu finden. Der Frieden schien garantiert.

¹ Clausewitz, Vom Kriege, S. 35.

² Zit. nach Steiner, Britain and the Origins of the First World War, S. 215.

³ Ruedorffer, Grundzüge der Weltpolitik der Gegenwart, S. 219.

Innenpolitisch gesehen war die Zeit vor 1914 für die meisten wohlhabenden und gesetzestreuen Europäer ein goldenes Zeitalter. Das »rote Gespenst« des Sozialismus hatte viel von seiner Bedrohung eingebüßt. Die Reallöhne schossen zwischen den Jahren 1890 und 1913 um fast 50 Prozent in die Höhe. Die Gewerkschaften hatten im Wesentlichen das Recht auf kollektive Verhandlungen, wenn nicht sogar Streiks errungen, und ihre Führer saßen in den Parlamenten. Viele Arbeiter begrüßten den sozialen Imperialismus in dem Glauben, Überseehandel und Schiffbau würden zu hoch bezahlten Arbeitsplätzen zuhause führen. Deutschland hatte den Weg zum sozialen Wohlstand mit staatlich geförderter Krankenversicherung, Unfallversicherung und Altersrenten gepflastert. Andere Staaten taten es Deutschland gleich. Frauen demonstrierten für das Wahlrecht. Sicher, in Großbritannien gab es Probleme wegen der irischen Frage, doch das offizielle London betrachtete die irische Insel kaum als europäische Angelegenheit.

Paris bildete, wie üblich, die Ausnahme. Seit Januar 1914 brodelte es in der Hauptstadt vor politischer Aufregung: Gaston Calmette, Herausgeber einer der bedeutendsten Zeitungen, des »Le Figaro«, hatte eine öffentliche Kampagne gestartet, um Finanzminister Joseph Caillaux zu diskreditieren. Vordergründig ging es dabei um ein neues Steuergesetz⁴. Als Calmette einige Briefe aus Caillauxs persönlicher Korrespondenz veröffentlichte, war Henriette Caillaux alarmiert. Zum einen konnte diese Korrespondenz die pazifistische Haltung ihres Mannes gegenüber Deutschland in der Zweiten Marokkokrise von 1911 öffentlich machen. Zum anderen wusste sie, dass Liebesbriefe von ihr an Joseph darin enthalten waren, die belegten, dass beide eine Affäre hatten, als er noch mit seiner ersten Frau verheiratet war. Die elegante Madame Caillaux nahm die Sache selbst in die Hand: Am 16. März marschierte sie in Calmettes Büro, zog einen Revolver aus ihrem Muff und schoss aus kürzester Entfernung viermal auf den Herausgeber des »Figaro«. Der Prozess um ihre Mordanklage war im Sommer 1914 das vorherrschende Thema in Paris. Dagegen verblassten zwei Schüsse, die am 28. Juni in Sarajevo von einem serbischen Jugendlichen abgegeben wurden.

Die Ermordung von Erzherzog Franz Ferdinand, Anwärter auf den österreichischen Kaiserthron, und seiner Ehefrau, Sophie Chotek, durch Gavrilo Princip führte in den wichtigsten Hauptstädten nicht sofort zu einer Krise. Die Hundstage des Sommers 1914 lasteten auf Europa. Man drängte wie wild, um der Hitze der Stadt zu entkommen und in kühleres Klima einzutauchen⁵. Der französische Präsident Raymond Poincaré und Premierminister René Viviani bereiteten sich darauf vor, das Schlachtschiff »France« für eine ruhige Kreuzfahrt über die Ostsee zu nutzen, um Zar Nikolaus II. in St. Petersburg zu treffen. Kaiser Franz Joseph fuhr zur Kur nach Bad Ischl. Wilhelm II. war gerade dabei, die königliche Jacht »Hohenzollern« zu betreten, um seine jährliche Kreuzfahrt durch die norwegischen Fjorde zu unternehmen. Reichskanzler Bethmann Hollweg befand sich auf seinem Familiensitz in Hohenfinow, um Beethoven auf dem Flügel zu spielen und Plato im griechischen Original zu lesen. Der Staatssekretär des Auswärtigen Gottlieb von Jagow sah keinen Grund, seine Hochzeitsreise nach Luzern abzubrechen.

⁴ Andrew, *France and the German Menace*, S. 144.

⁵ Herwig, *The First World War*, S. 6 f.

Auch die Militärs zeigten sich nicht sonderlich besorgt. Der Chef des Großen Generalstabes, Helmuth von Moltke der Jüngere, begab sich nach Karlsbad in Böhmen, um seinen österreichisch-ungarischen Amtskollegen Franz Conrad von Hötzendorf zu treffen. Der preußische Kriegsminister Erich von Falkenhayn weilte im Urlaub auf den Ostfriesischen Inseln. Der Staatssekretär des Reichsmarineamts, Alfred von Tirpitz, hatte Berlin in Richtung Schweiz verlassen, um dort eine Kur zu machen. Der österreichische Kriegsminister Alexander von Krobatin hielt sich zur Kur in Bad Gastein auf.

Selbst weniger prominente Personen flohen vor der Hitze des Juli. Sigmund und Martha Freud verbrachten ihren Urlaub, wie Moltke und Conrad, in Karlsbad. Lenin hatte Krakau verlassen, um in der Tatra zu wandern. Leo Trotzki suchte Trost in einer kleinen Wohnung im Wienerwald. Adolf Hitler befand sich wieder in München, nachdem ihn ein Militärgericht in Salzburg für wehrdienstuntauglich erklärt hatte (»zum Waffen- und Hilfsdienst untauglich, zu schwach«)⁶.

Aber war der Exodus der europäischen Führer wirklich so harmlos? Oder gab es tiefer liegende Ursachen? Der erste Schritt in der sogenannten Julikrise lastete auf Wien. Nur wenige maßgebliche Personen beklagten den Tod Erzherzog Franz Ferdinands. Er war zu katholisch, er hasste die Tschechen, Ungarn und Polen im Reich und er misstraute dem Verbündeten in Rom. Doch das Vergießen königlichen Blutes erforderte eine offizielle Reaktion.

* * *

Seit seinem Amtsantritt als Chef des Generalstabes hatte Conrad von Hötzendorf seine Regierung gedrängt, einen Krieg als die einzige Lösung für den vermeintlichen Niedergang des aus vielen Völkern bestehenden Kaiserreichs Österreich-Ungarn zu betrachten. Jeden Tag stand der zierliche, dünne Generalstabschef mit dem Bürstenschnitt an seinem Schreibtisch und entwarf Kriegspläne gegen »Österreichs geborene Feinde« Italien und Serbien sowie gegen Albanien, Montenegro und Russland oder gegen eine Mischung aus diesen Staaten. Jedes Jahr hatte er diese Pläne Kaiser Franz Joseph und Außenminister Alois Lexa Freiherr von Aehrenthal vorgelegt. Und jedes Jahr hatten es diese beiden kategorisch abgelehnt zu handeln.

Weshalb war dann der Juli 1914 anders?⁷ Für Conrad waren die Morde in Sarajevo eine serbische Kriegserklärung. Er scherte sich wenig um jene Oberschüler, die das Attentat durchgeführt hatten, und um die nationalistische Geheimorganisation »Vereinigung oder Tod« bzw. »Schwarze Hand«, die den Anschlag geplant hatte – sein wirklicher Feind war Belgrad. Er war entschlossen, sich die letzte Gelegenheit, mit Serbien »abzurechnen«, nicht entgehen zu lassen. Das Versagen des Kaiserreichs in den Jahren 1908/09, die Bosnische Annexionskrise zu nutzen, um den Annexionsbestrebungen Serbiens ein Ende zu bereiten, ließ ihn nicht los. Es gab auch ein persönliches Motiv: Er teilte seiner Geliebten Virginie »Gina« von Reininghaus mit, dass er bestrebt sei, von Erfolg gekrönt aus dem Krieg zurückzukehren, sodass er sie »als meine teure Frau« beanspruchen könne. Die Ehre stand auch auf dem Spiel. Obwohl der Krieg ein »aussichtslos-

⁶ Maser, Adolf Hitler, S. 124.

⁷ Tunstall, Austria-Hungary.

ser Kampf« gegen überwältigende Schwierigkeiten sein könne, schrieb Conrad Gina am Tag der Morde von Sarajevo, müsse er geführt werden, »da eine so alte Monarchie und eine so glorreiche Armee nicht ruhmlos untergehen können«⁸. Kurz gesagt, Conrads Haltung im Juli 1914 lässt sich mit den Worten des neuen österreichisch-ungarischen Außenministers Leopold Graf Berchtold einfach auf den Punkt bringen: »Krieg, Krieg, Krieg!«⁹

Spätestens im Jahre 1914 teilte Kaiser Franz Joseph die Geisteshaltung Conrads nach dem Motto: »Krieg um jeden Preis.« Die serbische Arroganz musste mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, wenn nötig mit Gewalt. Der österreichische Kaiser war von Alpträumen geplagt: über Solferino, wo er 1859 die österreichischen Heere in die Niederlage gegen die Franzosen und das Königreich Sardinien geführt hatte; sowie über Königgrätz, wo seine Truppen 1866 von den Truppen König Wilhelms I. von Preußen besiegt worden waren. Daher war Kaiser Franz Joseph im Juli 1914 bereit, zum Schwert zu greifen. Seine Ehre ließ nichts anderes zu. »Wenn wir zugrunde gehen sollen«, vertraute er Conrad an, »so werden wir anständig zugrunde gehen«¹⁰.

Nun blieb nur noch der österreichische Außenminister. In der Vergangenheit hatte sich Berchtold wie Aehrenthal den Forderungen Conrads nach einem Krieg widersetzt. Doch die Diplomatie war kein Friedensgarant. Somit befürwortete Berchtold, ermutigt durch die kompromisslose Haltung einer kleinen Gruppe von Kriegstreibern im Außenministerium, militärische Maßnahmen. Heinrich von Tschirschky, der deutsche Botschafter in Wien, berichtete aus der Hauptstadt des Vielvölkerreiches, dass insgesamt der Wunsch weit verbreitet sei, »es müsse einmal gründlich mit den Serben abgerechnet werden«¹¹. Berchtold legte sich einige Thesen zurecht, um seine Entscheidungen zu untermauern: Ein frühzeitiges und entschiedenes Handeln seitens Berlins würde möglicherweise eine russische Intervention verhindern und den Krieg auf den Balkan »eingrenzen«.

Doch würde Berlin die Rolle eines edlen Sekundanten spielen? Im Zuge früherer Balkankrisen hatten es Wilhelm II. und seine Berater abgelehnt, Wiener Initiativen mit militärischer Gewalt zu unterstützen. Würde der Juli 1914 dieses Muster bestätigen? Wissend, dass er die diplomatische und militärische Unterstützung Berlins benötigte, schickte Berchtold am 4. Juli Alexander Graf Hoyos, seinen Chef de Cabinet, nach Berlin, um die deutsche Haltung für den Fall auszuloten, dass Wien militärische Maßnahmen ergriff, um Serbien als »politischen Machtfaktor auf dem Balkan« zu eliminieren¹². Es war ein kluger Schachzug angesichts der wohlbekannten Vorliebe des deutschen Kaisers für persönliche Diplomatie. Bei Treffen der nächsten beiden Tage mit Wilhelm II., Bethmann Hollweg, Falkenhayn sowie dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Arthur Zimmermann, sprach man Graf Hoyos und dem k.u.k. Botschafter

⁸ Brief vom 28.6.1914, abgedr. in Hötendorf, Mein Leben mit Conrad von Hötendorf, S. 114.

⁹ Hantsch, Leopold Graf Berchtold, Bd 2, S. 558 f.

¹⁰ Brief vom 18.8.1914, abgedr. in Hötendorf, Mein Leben mit Conrad von Hötendorf, S. 118.

¹¹ Tschirschky in einem Bericht an Bethmann Hollweg, 30.6.1914, abgedr. in Juli 1914, S. 39 f.

¹² Schreiben von Franz Joseph an Wilhelm II. vom 5.7.1914, HHStA, PA VII Gesandtschaft Berlin, S. 196.

László Graf Szögyény-Marich gegenüber von der »bedingungslosen deutschen Rückendeckung« jedweder Maßnahmen, die Wien gegen Belgrad ergreifen wolle. Es war keine Zeit zu verlieren. »Im Allgemeinen ist also [...] die politische Konstellation gegenwärtig für uns so günstig wie irgend möglich«, bemerkte der Kaiser. Diplomaten und Militärs nahmen »das Risiko eines Zusammenstoßes mit Russland – und damit den großen Kontinentalkrieg – bewusst auf sich«¹³. Im scheinbaren Interesse einer »Lokalisierung des Krieges« auf den Balkan war Berlin bereit, auf die kurz vor ihrem Urlaub stehenden Wilhelm II., Moltke und Falkenhayn hinzuweisen – als »Beweis«, von einer aggressiven Maßnahme seitens Österreich-Ungarns gegen Serbien »genau so überrascht worden zu sein wie die anderen Mächte«¹⁴.

Nachdem Österreich-Ungarn von Deutschland ein, wie es oft heißt, Blankoscheck ausgestellt worden war, konnte es sein Handeln frei planen. Am 7. Juli 1914 berief Berchtold einen Gemeinsamen Ministerrat in Wien ein und informierte die Anwesenden über Berlins entschiedene Unterstützung, auch wenn »ein Waffengang mit Serbien den Krieg mit Russland zur Folge haben könnte«¹⁵. Kriegsminister Krobatin bevorzugte Krieg »lieber jetzt als später«. Der österreichische Ministerpräsident Karl Graf Stürgkh forderte »eine Kraftäußerung gegen Serbien«. Conrad drängte wie immer auf Krieg. Nur der ungarische Ministerpräsident István Tisza erhob Einwände. Er wollte keine weiteren slawischen Untertanen angesichts der Tatsache, dass seine Ungarn in ihrer Hälfte des Reiches bereits eine Minderheit waren. Und er fürchtete, dass ein Angriff auf Serbien »die furchtbare Kalamität eines europäischen Krieges« mit sich bringen würde. Doch binnen einer Woche schloss er sich der Meinung der Mehrheit an, unter der Bedingung, dass Belgrad ein striktes Ultimatum gestellt würde, in dessen Rahmen es k.u.k. Beamten gestattet würde, nach Serbien einzureisen, um die Attentäter zur Strecke zu bringen.

Die endgültige Entscheidung für den Krieg fiel auf einer am 19. Juli 1914 in Berchtolds Residenz einberufenen Sondersitzung des Gemeinsamen Ministerrates. Das Ultimatum an Serbien, das von Mitarbeitern des Außenministeriums sorgfältig so formuliert wurde, dass eine Ablehnung gewiss war, war am 23. Juli an Belgrad zu übergeben und sollte eine Annahme binnen 48 Stunden fordern. Am Tag nach der Sitzung des Gemeinsamen Ministerrats empfahl Berchtold Conrad und Krobatin, ihren geplanten Sommerurlaub anzutreten, »um den Schein zu wahren, dass nichts vorgehe«¹⁶. Tizas Landsmann István Graf Burian bemerkte lakonisch: »Das Rad der Geschichte rollt!«. Serbien lehnte das Ultimatum am 25. Juli ab. Sir Maurice de Bunsen, Britischer Gesandter in Wien, unterrichtete seine Regierung in Whitehall: »Wien bricht in einen Freudenrausch

¹³ Juli 1914, S. 49 f., S. 89.

¹⁴ Botschafter Hans von Schoen an Ministerpräsident Georg Graf von Hertling, 18.7.1914, abgedr. in Juli 1914, S. 110.

¹⁵ Protokolle des Geheimen Ministerrates der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, S. 141–150.

¹⁶ Zit. nach Juli 1914, S. 68. Tatsächlich hatte Berchtold diese Kriegslist bereits am 8. Juli 1914 ersonnen.

¹⁷ Zit. nach Williamson, Austria-Hungary, S. 204.

aus, Menschenmassen paradien auf den Straßen und singen bis in die frühen Morgenstunden patriotische Lieder¹⁸.«

Berchtold besuchte Franz Joseph in Bad Ischl. Er teilte dem Kaiser mit, dass serbische Kanonenboote in der Nähe von Temes Kubin (Kovin) auf k.u.k. Truppen geschossen hatten. Es war eine Lüge, doch sie erfüllte ihren Zweck. »Hohläugig« unterzeichnete der betagte Franz Joseph den Befehl zur Mobilmachung. Sein einziger schriftlich belegter Kommentar, den er »mit gedämpfter, erstickter Stimme« machte, lautete: »Also doch!« Sagte er es mit Überzeugung? Oder mit Erleichterung? Am darauffolgenden Tag begann die Mobilmachung und die Bürgerrechte wurden ausgesetzt. In den Worten des Historikers Samuel R. Williamson Jr. war es Wien, das »eindeutig die Gewalt im Juli 1914 auslöste« und »Europa in den Krieg stürzte«¹⁹. Es hatte das Tempo vorgegeben, die Schritte bestimmt und allen anderen Optionen einen Riegel vorgeschoben. Dabei wurde es von der Angst vor einem panslawischen Nationalismus, dem Verlust des militärischen Vorteils gegenüber Serbien (und Russland) und der versprochenen Unterstützung durch Deutschland getrieben.

* * *

Weshalb kam es 1914 zum Krieg? Warum hatte Deutschland nicht während der Krisen der Jahre 1905, 1908, 1911, 1912 oder 1913 zum Schwert gegriffen? Was war 1914 anders? Die Antwort liegt in der Ernsthaftigkeit des Ersuchens Österreich-Ungarns um Unterstützung und in der geänderten Einstellung in Berlin. Zuerst müssen einige Mythen zerstreut werden. *Erstens*: Deutschland zog im Jahre 1914 nicht in den Krieg als Teil eines »Griffs nach der Weltmacht«, wie Fritz Fischer 1961 argumentierte²⁰, sondern vielmehr um die Grenzen von 1871 zu verteidigen und zu erweitern. *Zweitens*: Die Entscheidung für einen Krieg wurde Ende Juli 1914 getroffen und nicht auf dem viel diskutierten »Kriegsrat« vom 8. Dezember 1912 in Berlin²¹. *Drittens*: Niemand plante vor 1914 einen europäischen Krieg; das Fehlen von Finanz- und Wirtschaftsplänen für einen derartigen Eventualfall spricht für sich. Und Deutschland zog nicht mit Plänen für eine kontinentale Hegemonie in den Krieg; seine berüchtigten Kriegsziele wurden von Bethmann Hollweg erst am 9. September 1914 formuliert²², als französische und deutsche Truppen bereits die Angriffspositionen für ihre gigantische Konfrontation an der Marne eingenommen hatten.

Nichtsdestoweniger stellte Berlin Wien am 5. Juli 1914 den berühmten Blankoscheck aus. Warum? Weder Vertragsverpflichtungen noch militärisches Kalkül verlangten dieses Angebot. Doch sowohl zivile als auch militärische Planer waren erpicht darauf, besser jetzt als später anzugreifen. Die Zeit schien gegen sie zu laufen. Russland hatte gerade sein großes Programm zur Wiederaufrüstung beschlossen, dessen Abschluss für 1917 vorgesehen war. Konnte man bis dahin

¹⁸ Bunsen an Grey, 8.8.1914, HHStA, PA VIII England, Berichte 1913, Weisungen Varia 1914.

¹⁹ Williamson, Austria-Hungary, S. 1, 6.

²⁰ Fischer, Griff nach der Weltmacht; weiter ausgeführt in Fischer, Krieg der Illusionen.

²¹ Röhl, Admiral von Müller.

²² Zum »Septemberprogramm« siehe Fischer, Griff nach der Weltmacht, S. 113 ff.

warten? Wilhelm II. grübelte am Vorabend der Morde von Sarajevo²³: Die englisch-französisch-russische »Entente Cordiale« umfasste Deutschland mit einem – wie er es empfand – eisernen Ring von Feinden. Darüber hinaus zirkulierten in der Öffentlichkeit und in amtlichen Kreisen düstere Vorhersagen darüber, was Bethmann Hollweg im April 1913 im Reichstag als das »unvermeidliche Ringen« zwischen Slawen und Teutonen zusammenfasste, was wiederum Wolfgang J. Mommsen als die klassische Rhetorik vom »unvermeidlichen Krieg« bezeichnete²⁴.

Am 3. Juli 1914, als Botschafter von Tschirschky die Entscheidung Wiens, die Morde von Sarajevo zu rächen, telegrafisch übermittelte, notierte Wilhelm II. auf der Depesche: »jetzt oder nie«²⁵. Drei Tage später versprach der Deutsche Kaiser Österreich-Ungarn »die volle Unterstützung Deutschlands«, selbst wenn sich daraus »ernste europäische Komplikationen« ergäben. Wien empfahl er, die Maßnahmen gegen Belgrad nicht zu vertagen; es solle also »nicht zugewartet werden«²⁶. Von der Presse angeprangert, dass er zu zaghaft sei und sich in vergangenen Krisen wie ein »tapferes Huhn« aufgeführt habe, versicherte Kaiser Wilhelm II. am 6. Juli seinem Tischgast Gustav Krupp von Bohlen und Halbach drei Mal: »Diesmal falle ich nicht um«²⁷.

Bethmann Hollweg nahm ebenfalls eine kriegerische Haltung ein²⁸. Kurz nach seinem Treffen mit den Österreichern am 5. Juli teilte er seinem Sekretär Riezler mit, dass Russland »wächst und wächst und sich als immer schwererer Alp auf uns legt«²⁹. Hoyos zufolge stellte Bethmann Hollweg unverblümt fest: Sollte ein Krieg unvermeidlich sein, so »sei der jetzige Augenblick dafür günstiger als ein späterer«³⁰. Zwei Tage später versicherte der Reichskanzler Wien, dass er einen Handstreich gegen Serbien als die »beste und radikalste Lösung« für die Balkanprobleme der Doppelmonarchie erachte. Dabei ging er davon aus, dass das Risiko kalkulierbar sei. Wenn der Krieg »aus dem Osten«³⁰ käme und Deutschland in ihn einträte, um das Habsburgerreich zu schützen, »so haben wir Aussicht, ihn zu gewinnen«. Wenn Russland untätig bliebe, »so haben wir doch noch Aussicht, die Entente über diese Aktion auseinanderzumanövrieren«. Am 11. Juli fasste Bethmann Hollweg seine Begründung für den Krieg zusammen: »Ein schnelles fait accompli, und dann freundlich gegen die Entente, dann kann der Choc ausgehalten werden.« Welches dunkle Schicksal auch immer über dem Kontinent schwebte, der »Hamlet der deutschen Politik« hatte sich mit dem Krieg abgefunden. Österreich-Ungarn im Juli 1914 im Stich zu lassen, so schrieb er in seinen Memoiren, wäre einer »Selbstentmannung« Deutschlands gleichgekommen³¹.

²³ Fischer, *Krieg der Illusionen*, S. 684.

²⁴ Bethmann Hollweg, 7.4.1913, *Verhandlungen des Reichstages*. XII. Legislaturperiode, I. Session, Bd 189, S. 4512 f.; Mommsen, *The Topos of Inevitable War*.

²⁵ Julikrise und Kriegsausbruch, S. 59; dazu u.a. Herwig, *The First World War*, S. 22; und Herwig, *Germany*, S. 166 ff.

²⁶ Juli 1914, S. 52.

²⁷ Zit. nach Fischer, *Krieg der Illusionen*, S. 692.

²⁸ Herwig, *The First World War*, S. 21 f.

²⁹ Zit. hier und im Folgenden Riezler, *Tagebücher*, S. 182 f.

³⁰ Zit. hier und im Folgenden ebd., S. 53.

³¹ Bethmann Hollweg, *Betrachtungen*, Bd 1, S. 132.

Damit blieb Moltke übrig³². Bereits 1911 hatte er dem Generalstab mitgeteilt, dass sich alle europäischen Mächte für den »großen Krieg« vorbereiteten, den sie alle auch früher oder später erwarteten. Ein Jahr später hatte er Wilhelm II. gedrängt, einen Krieg gegen Russland zu führen, »und je früher, desto besser«. Während seines Treffens mit Conrad von Hötzendorf am 12. Mai 1914 in Karlsbad hatte Moltke sein Gegenüber belehrt, dass »jedes Zuwarten eine Verminderung unserer Chancen bedeute«. Moltke beteuerte, »dass in der Atmosphäre eine ungeheure elektrische Spannung vorhanden sei« und diese »zur Entladung dränge«³³. Zwei Monate vor der Tragödie von Sarajevo hatte er dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Jagow, anvertraut, dass es keine Alternative gäbe, als einen Präventivkrieg gegen Russland zu führen, ehe das Riesenreich sein Rüstungsprogramm im Jahre 1917 erfüllt habe. Mit Sicherheit fürchtete Moltke einen, wie er es nannte, »schrecklichen Krieg«, einen »Weltkrieg«, eine »gegenseitige Zerfleischung der europäischen Kulturstaaten,« einen Krieg, »der die Kultur fast des gesamten Europas auf Jahrzehnte hinaus vernichten wird«³⁴. Doch er sah keine Alternative. Am 29. Juli 1914 riet er Wilhelm II., dass das Reich »es nie wieder so günstig treffen würde wie jetzt, wo weder Frankreich noch Russland mit dem Ausbau ihrer Heeresorganisation fertig sind.«

Wie kam es zur Entscheidung für einen Krieg? Der Ernst der Stunde wurde der Reichsleitung in Berlin vollends deutlich, nachdem Wien Belgrad am 23. Juli 1914 sein Ultimatum gestellt und der serbische Premierminister Nikola Pašić dieses zwei Tage später abgelehnt hatte. Dies beunruhigte die Führung in St. Petersburg, die spürte, dass Österreich-Ungarn mit diesem Schritt Russlands Position als Großmacht bedrohte, und glaubte, sie müsse sich solidarisch mit dem »kleinen slawischen Bruder« Serbien zeigen und Entschlossenheit demonstrieren. Am 29. bzw. 30. Juli erfuhr Berlin zum ersten Mal von der Teilmobilmachung Russlands und dann von seiner Generalmobilmachung. Kriegsminister Falkenhayn brach am 24. Juli seinen Urlaub ab und eilte zurück in die Hauptstadt. Er kam schnell zu dem Schluss, Österreich-Ungarn »suche einfach die endgültige Abrechnung« mit Serbien. Moltke kehrte zwei Tage später aus Karlsbad zurück. Wilhelm II. verließ die Fjorde Norwegens und war am 27. Juli wieder in Berlin. Er berief in aller Eile einen sofortigen Kriegsrat ein. Falkenhayn fasste dessen Ergebnis kurz und bündig zusammen: »Erfahre unter der Hand, dass beschlossen ist, die Sache durchzufechten, koste es, was es wolle«³⁵.

Das »polykratische Chaos im kaiserlichen Regierungssystem«, wie der Berner Historiker Stig Förster es nannte³⁶, war in Berlin deutlich erkennbar, als die Julikrise in ihre entscheidende Phase trat. Bethmann Hollweg versuchte panisch, Russland die Verantwortung für die kommende europäische Konflagration zuzuschieben, und er entwarf mehrere Telegramme, die »Willy« an seinen Cousin »Nicky« schicken sollte, um Zar Nikolaus II. zu ersuchen, die russische Mobilmachung zu stoppen – jedoch ohne Erfolg. Moltke und Falkenhayn rasten in Dienstwagen zwischen Berlin und Potsdam hin und her. Bisweilen forderten sie

³² Herwig, *The First World War*, S. 20; und Herwig, *Germany*, S. 166.

³³ Brief vom 14.3.1914, BArch, RH 61/406, Die militärpolitische Lage Deutschlands in den letzten 5 Jahren vor dem Kriege, S. 46.

³⁴ Memorandum vom 28.7.1914, abgedr. in Moltke, *Erinnerungen*, S. 3–7.

³⁵ Tagebucheintrag 27.7.1914, BArch, RH 61/927, Tagebuch Falkenhayn.

³⁶ Förster, *Der deutsche Generalstab*, S. 92.

Wilhelm II. und Bethmann Hollweg auf, ein Vorstadium der Mobilmachung auszurufen, bei anderen Gelegenheiten rieten sie davon ab. Der Reichskanzler beratschlagte sich mit den Generälen am 29. Juli den ganzen Tag über. Moltke schloss sich zuerst dem Kriegsbefürworter Falkenhayn an und drängte auf sofortige Erklärung eines »Zustandes drohender Kriegsgefahr«; dann schlug er sich auf die Seite von Bethmann Hollweg und mahnte zur Zurückhaltung. Dieser saß zwischen den Fronten, unterstützte mal Falkenhayn und dann wieder Moltke und machte Ausflüchte, wenn es um die Mobilmachung ging. Einmal sandte er sogar rasch ein Schreiben nach Wien und forderte dessen Armeen auf, »in Belgrad zu stoppen«.

Tatsächlich wartete Bethmann Hollweg auf den richtigen Augenblick, um seine Trumpfkarte auszuspielen. Am 29. Juli, kurz vor Mitternacht, empfing er den britischen Botschafter Sir Edward Goschen und unterbreitete ihm ein Angebot: Wenn Großbritannien im kommenden Krieg neutral bliebe, würde Deutschland einen Neutralitätspakt anbieten, die »Neutralität und Integrität« der Niederlande garantieren und versprechen, keine »territoriale Bereicherung auf Kosten Frankreichs in Europa« zu unternehmen³⁷. Goschen war geradezu geschockt von den, so seine Worte, »erstaunlichen Vorschlägen« des Reichskanzlers³⁸; der englische Außenminister Sir Edward Grey bezeichnet sie als »beschämend«. Bethmann Hollweg informierte am darauffolgenden Tag reuevoll das preußische Staatsministerium: »die Hoffnung auf England [auf Englands Neutralität] gleich Null«³⁹.

Bethmann Hollweg zog sich hinter einen Schleier des Fatalismus zurück. Bei allen Regierungen, so stöhnte er, »sei die Direktion verloren.« Europa stürzte kopfüber in einen Krieg hinein. »Der Stein« sei »ins Rollen geraten«⁴⁰. In der Nacht vom 30. Juli stimmte er auf das Insistieren von Moltke hin der Ausrufung des Belagerungszustands zu – die Vorbedingung zur Mobilmachung.

Am 31. Juli gegen 14 Uhr befahl Wilhelm II. der Regierung, einen Erlass zu veröffentlichen, der den »Zustand drohender Kriegsgefahr« erklärte. Falkenhayn eilte durch jubelnde Massen hindurch zum Palast, um den Erlass zu unterzeichnen und das Drama zu dokumentieren. »Darauf drückte mir der Kaiser lange die Hand, in unser beiden Augen stehen Tränen«⁴¹. Die Entscheidung brachte der Berliner Regierung Erleichterung und Freude⁴². Die Anspannung und die Belastung der letzten Tage waren vorbei. In der Reichskanzlei sorgte sich Bethmann Hollweg, der ewige Pessimist, um einen, »Sprung ins Dunkle«, doch kam er zu dem Schluss, es sei seine »schwerste Pflicht«, ihn zu unternehmen⁴³. Im Marinekabinett frohlockte Admiral Georg Alexander von Müller: »Stimmung glänzend. Die Regierung hat eine glückliche Hand gehabt, uns als die Angegriffenen hinzustellen.« Im Generalstab entdeckte Moltke eine fröhliche Atmosphäre. Im preußischen Kriegsministerium bemerkte der Bayerische Militärbevollmächtigte Karl von Wenninger: »Überall strahlende Gesichter,

³⁷ Julikrise und Kriegsausbruch, Bd 2, S. 283.

³⁸ Ebd., S. 334.

³⁹ Ebd., S. 373.

⁴⁰ Ebd., S. 376.

⁴¹ Tagebucheintrag vom 1.8.1914, BArch, RH 61/927, Tagebuch Falkenhayn.

⁴² Herwig, *The First World War*, S. 28 f.

⁴³ Riezler, *Tagebücher*, S. 185.

Händeschütteln auf den Gängen, man gratuliert sich, dass man über den Graben ist.« Berlin ging gerade daran »die schwerste Blutarbeit« zu beginnen, »die je die Welt gesehen hat.« Wenninger hatte »echte Schadenfreude« bei seinem Ausritt im Grunewald, als er feststellte, dass die Armee bald die prächtigen Pferde der wohlhabenden Juden der Stadt beschlagnahmen würde⁴⁴.

Wilhelm II. unterzeichnete den Befehl zur allgemeinen Mobilmachung am 1. August 1914 um 17 Uhr in der Sternkammer des Neuen Palais in Potsdam auf jenem Schreibtisch, der aus den Planken von Horatio Nelsons Flaggschiff »HMS Victory« gefertigt worden war, einem Geschenk seiner Großmutter Königin Victoria. Seine Cousins »Nikolaus und Georgie«, so teilte er seinem engeren Kreis mit, hätten ihm gegenüber »falsch gespielt«: »Wenn meine Großmutter noch lebte, würde sie das niemals zugegeben haben⁴⁵.« Es wurde Champagner gereicht, um diesen denkwürdigen Augenblick zu feiern.

Doch es ging nicht alles so glatt, wie die bloße Auflistung der Ereignisse vermuten lassen würde. Am späten Nachmittag des 1. August fuhr Moltke zurück nach Berlin, nachdem der Kaiser den Mobilmachungsbefehl unterzeichnet hatte. Ihm wurde befohlen, sofort zum Neuen Palais zurückzukehren. Ein wichtiges Telegramm von Botschafter Karl Max von Lichnowsky war aus London eingetroffen: Grey hatte dem deutschen Botschafter versichert, London würde sich »verbürgen«, Paris aus dem Krieg herauszuhalten, wenn Deutschland Frankreich nicht angriffe. »Freudige Stimmung«, notierte der Chef des Generalstabs⁴⁶. Ein ekstatischer Wilhelm II. dirigierte Moltke um: »Also wir marschieren einfach mit der ganzen Armee im Osten auf!« Moltke war sprachlos. Der Aufmarsch eines Millionenheeres könne nicht einfach improvisiert werden, gab er dem Kaiser zu bedenken. Der Aufmarschplan stand für jahrelange Arbeit; ihn in letzter Minute völlig umzustoßen, würde zu einem »wüsten Haufen ungeordneter bewaffneter Menschen« entlang der russischen Grenze führen. Stark erregt erwiderte Wilhelm II.: »Ihr Onkel [Moltke der Ältere] würde mir eine andere Antwort gegeben haben!«

Der Abend endete mit einer ziellosen Debatte darüber, ob die 16. Infanteriedivision, die als Spitze des von Schlieffen und Moltke für den ersten Tag vorgesehenen Angriffs im Westen vorgesehen war, sofort nach Luxemburg einmarschieren sollte. Moltke bestand darauf, dies zu tun, um zu verhindern, dass die Franzosen die wichtigen Eisenbahnknotenpunkte in Luxemburg besetzten. Bethmann Hollweg forderte, die Truppen zurückzuhalten, um Lichnowsky Zeit für eine Übereinkunft mit Großbritannien zu geben. Wilhelm II. befahl der 16. Infanteriedivision, sich zurückzuhalten. »Völlig gebrochen« von dieser offenen Demütigung, fürchtete Moltke, der Kaiser würde sich noch immer an die Hoffnung auf einen Frieden klammern. »Ich tröste Moltke«, schrieb Falkenhayn verschmitzt in sein Tagebuch⁴⁷. In dieser Nacht kam Moltke tatsächlich als ein »gebrochener« Mann nach Hause. Seine Frau Eliza war schockiert über sein Aussehen: »blau und rot im Gesicht« und »unfähig zu sprechen«. Schließlich lös-

⁴⁴ Tagebucheintrag vom 2.8.1914, abgedr. in Schulte, Neue Dokumente, S. 142.

⁴⁵ Blücher, Tagebuch, S. 14.

⁴⁶ Zum Nachfolgenden siehe Moltkes Aufzeichnungen vom November 1914, Moltke, Erinnerungen, S. 19–23, Zitate S. 19 f.

⁴⁷ Tagebucheintrag vom 1.8.1914, BArch, RH 61/927, Tagebuch Falkenhayn.

te sich die Stimmung durch Moltkes Weinkampf. »Gegen die Franzosen und Russen will ich Krieg führen«, brummte Moltke, »aber nicht gegen einen solchen Kaiser«. Seine Frau glaubte, er habe in dieser Nacht einen »leichten Schlaganfall« erlitten⁴⁸. Als ihm Gerhard Tappen, Chef der Operationsabteilung, den Befehl vorlegte, die 16. Infanteriedivision auf deutschem Boden zu belassen, weigerte sich Moltke, das Dokument zu unterzeichnen.

Dann schlug ein weiterer Blitz aus heiterem Himmel ein: Um 23 Uhr wurde Moltke nach Potsdam zurückbeordert. Der Kaiser, bereits im Nachtgewand, informierte ihn, dass König Georg V. gerade telegraphiert hatte, dass er von der Diskussion zwischen Lichnowsky und Grey nichts wisse und die Sache auf einem Missverständnis beruhe. Wilhelm II. schickte Moltke erregt mit den folgenden Worten weg: »Nun können Sie machen, was Sie wollen⁴⁹.« Moltke befahl der 16. Infanteriedivision nach Luxemburg einzumarschieren.

Es war ein wenig verheißungsvoller Auftakt. Moltke der Jüngere wollte sich nie mit seinem Großonkel, dem Architekten von Bismarcks Einigungskriegen, messen. Die scharfe Bemerkung des Kaisers hinsichtlich einer möglicherweise »anderen Antwort« von Moltke dem Älteren hatte ihn verunsichert. Man kann sich nur fragen, ob er an diesem 1. August 1914 nicht an Königgrätz dachte, als Bismarck am 3. Juli 1866 in einer entscheidenden Phase der Schlacht Moltke dem Älteren eine Schachtel Zigarren hinhielt, um dessen Nerven auf die Probe zu stellen: Helmuth Karl Bernhard von Moltke bestand die Prüfung, indem er die beste kubanische Zigarre des Eisernen Kanzlers auswählte.

* * *

Entscheidungen, die während der Julikrise auf französischer Seite getroffen wurden, spielten nach den Worten der Historikerin Eugenia C. Kiesling »kaum eine Rolle«. Denn welchen Kurs Paris auch immer einschlug, »Frankreich würde in einen ungewollten Krieg hineingezogen«⁵⁰. Angesichts der hektischen diplomatischen Aktivitäten in Wien, Berlin und St. Petersburg gaben sich französische Entscheidungsträger im Juli 1914 damit zufrieden, keinerlei Entscheidungen zu treffen. Die meisten wollten einfach nur sicherstellen, dass Paris nicht als Verfechter einer aggressiven Politik gesehen wurde, als jemand, der möglicherweise zum Krieg ermutigte. Den wohlüberlegten Worten von Präsident Poincaré zufolge »ist es besser, wenn uns der Krieg erklärt wird«⁵¹.

Doch das bedeutet nicht, dass Frankreich im Jahre 1914 *keine* Politik verfolgte. Frankreich hatte 1892 ein geheimes Militärbündnis mit Russland entworfen. Es wurde zwei Jahre später von Zar Nikolaus II. offiziell unterzeichnet und verpflichtete beide Seiten, sich im Falle eines Angriffs durch Deutschland »sofort und gleichzeitig« zu unterstützen – Frankreich mit 1,3 Millionen und Russland mit 800 000 Mann⁵². Bereits die Diskussion über das Thema einer Unterstützung für

⁴⁸ Aufzeichnungen von Moltkes Adjutant, Hans von Haefen, datiert mit November 1914, abgedr. in Moltke, Helmuth von Moltke 1848–1916, Bd 1, S. 404.

⁴⁹ Zu der Unterredung bei Wilhelm II. siehe Julikrise und Kriegsausbruch, v.a. Dok. Nr. 1000, S. 555–563, Zit. S. 559.

⁵⁰ Kiesling, France, S. 235.

⁵¹ Doughty, Pyrrhic Victory, S. 33.

⁵² Joffre, Mémoires, t. 1, S. 128.

Russland reichte während der Julikrise schon aus, um die Vertrauenswürdigkeit Frankreichs in Zweifel zu ziehen. Sollte Paris auch nur andeuten, dass es bei der Festlegung seines Vorgehens »freie Hand« hätte, dann würde dies für St. Petersburg dasselbe bedeuten. Natürlich wollte keine Seite das einzige feste Militärbündnis in Europa gefährden.

Am 16. Juli 1914 um 5 Uhr morgens bestiegen Präsident Poincaré, Premierminister Viviani und Pierre de Margerie, politischer Direktor des französischen Außenministeriums, in Dünkirchen das Schlachtschiff »France«. Sie nahmen Kurs in Richtung Ostsee, um Russland und den skandinavischen Ländern einen Staatsbesuch abzustatten. War es »Plan« oder »Zufall«⁵³? War es angesichts der eskalierenden Krise aufgrund der Morde in Sarajevo und der sicheren, jedoch noch unbestimmten Reaktion Österreich-Ungarns einfach nur verantwortungslos? War es eine enorme Fehleinschätzung, wenn man bedenkt, dass der Funkverkehr noch in den Kinderschuhen steckte? Und was genau hoffte die französische Führung in St. Petersburg zu erreichen? Was auch immer der Fall gewesen sein mag, Paris hatte sich absichtlich vom Entscheidungsprozess abgeschottet.

Es war eine unruhige Reise. Schockiert über die Naivität, die sein Premierminister in Bezug auf die Außenpolitik zeigte, verbrachte Poincaré die Tage auf See damit, Viviani in die europäische Staatskunst einzuweisen. Viviani seinerseits sorgte sich eher darum, welche Bombe im Zuge des Caillaux-Prozesses platzen könnte und wo sich seine Geliebte aus der »Comédie-Française« aufhielt. Am 20. Juli 1914 bestieg die französische Delegation im Hafen von Kronstadt die kaiserliche Yacht »Alexandria« und begab sich zu den Verhandlungen in das Schloss Peterhof. Die Gespräche wurden im Winterpalais in der Hauptstadt fortgesetzt, wo massive Streiks die französischen Gäste daran erinnerten, wie fragil das Zarenreich war. Ein offizielles Protokoll der Gespräche wurde nie gefunden.

Durch das Abfangen und die Entschlüsselung diplomatischer Telegramme Österreich-Ungarns durch die Kryptografen des russischen Außenministeriums erfuhren die französische und die russische Führung, dass Wien einen Großangriff gegen Serbien plane. Doch sie benötigten diese geheimen Informationen gar nicht: Am 21. Juli informierte der k.u.k. Botschafter in Russland, Friedrich Graf Szápáry, den französischen Präsidenten, dass Österreich-Ungarn eine »Aktion« gegen Belgrad plane. Die von Poincaré ausgesprochene offene Warnung, Serbien habe »einige sehr enge Freunde im russischen Volk«, Russland habe »einen Bündnispartner Frankreich«, und von einer einseitigen österreichischen Maßnahme seien »unzählige Komplikationen« zu »befürchten«⁵⁴, stieß offensichtlich auf taube Ohren. Denn am 23. Juli, nachdem sich Wien vergewissert hatte, dass die Franzosen Kronstadt verlassen hatten, stellte es Belgrad sein Ultimatum.

Poincaré erfuhr am darauffolgenden Tag an Bord der »France« von dem Ultimatum. Von Stockholm aus nahm er Kurs auf Kopenhagen, wo er am 27. Juli einige Telegramme erhielt, die ihn zur sofortigen Rückkehr nach Paris drängten. Er fügte sich, nachdem er dem russischen Außenminister Sergej D. Sazonow ein Telegramm gesandt hatte, in dem er diesem versicherte, Frankreich wäre »im Interesse des allgemeinen Friedens voll und ganz bereit, das Handeln

⁵³ Keiger, *France and the Origins of the First World War*; und Keiger, »France«, S. 121–149.

⁵⁴ Albertini, *The Origins of the War of 1914*, vol. 2, S. 193.